





# Das Schöne.

Eine Erzählung.

von

Herrn Ludwig Heinrich Nicolai,  
Kabinettssekretar und Bibliothekar Sr. Kaiserl.  
Hoheit des Großfürsten aller Rußen.



---

Berlin und Stettin,  
bey Friedrich Nicolai,  
1780.

1780

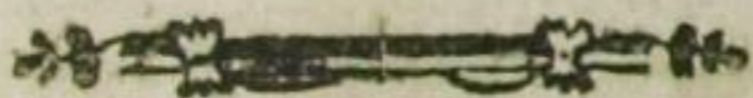
1780

1780



1780

1780



In einem Reiche Asiens lebte vor Zeiten ein König, welcher vier Söhne hatte, die er mit gleicher Zärtlichkeit liebte. Die Gesetze des Landes erlaubten ihm, einen derselben, ohne Unterschied des Alters, zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Ein Ausspruch, welcher drey seiner Kinder dem Vortheile des Einen aufopfern sollte, fiel seinem Herzen zu schwer: er entschloß sich daher, die Sache einer Art von Loose zu überlassen, an welchem jedoch ihr Verstand mehr Antheil, als der bloße Zufall, haben sollte.

Meine Söhne! sprach er einst, da sie um ihn herum versammelt waren: Einer der nützlichsten Unterrichte für einen künftigen Regenten ist ohne Zweifel dieser, seine Unterthanen, seine Länder, ja auch fremde Reiche kennen zu lernen. So ungern ich euch von mir lasse, so entschließe ich mich

Dennoch, aus wahrer Liebe zu eurem Besten, und zu dem Besten meines Landes, drey Jahre lang eurer beraubet zu leben. Verwendet sie auf nützliche Reisen, wählet eure Wege, jeder nach seinem Gutdünken, durchziehet nicht nur meine, sondern auch entlegene Staaten, seyd aufmerksam auf alles, und ein jeder bringe mir das Schönste unter allen Dingen, die er sehen, und deren Erwerbung ihm frey stehen wird, mit sich zurück. Derjenige, dessen Wahl den größten Beyfall finden wird, soll mir im Reiche nachfolgen.

Nichts konnte den jungen Prinzen erwünschter seyn, als dieser Befehl. Sie traten ihre Reise mit einem desto grössern Eifer an, da von dem Erfolge derselben ihr Schicksal abhängen sollte. Sie nahmen sich jeder einen besondern Weg vor, und trafen zu Ende des dritten Jahres auf den angesetzten Tag in ihrer Vaterstadt wieder ein.

Nach den ersten Umarmungen bezeugten die jüngern Prinzen eine brennende Begierde, die mitgebrachten Schönheiten zu zeigen.

Laßt

Laßt uns, sprach der kluge Vater, in einer so wichtigen Sache nichts übereilen. Welschem von euch auch der Zepter bestimmt seyn mag, der lerne, daß einem Regenten vielleicht nichts schädlicher, daß der Wohlfahrt seines Landes nichts nachtheiliger ist, als ein blindes Eilen, seine heftigen Begierden zu erfüllen. Je feuriger sie sind, desto weniger traue er ihnen, und desto langsamer sey er, sich ihnen zu überlassen. Wenn sich das Volk aus allen Theilen des Reiches hieher versamlet haben wird, dann sollt ihr, eier nach dem andern, unsere Neugier und euer Verlangen erfüllen. Jedem von euch gebe ich zehn Tage, damit das öffentliche Urtheil zur gehörigen Reife gelangen möge. — Der Ordnung wegen verglichen sich die Prinzen unter sich, daß die jüngern zuerst mit ihren Schätzen auftreten sollten. Denn der älteste hatte sich von freyen Stücken die letzten zehn Tage ausgebethen.

So gleich ließ der König Sendschreiben an alle Städte seines Reiches ergehen, das Volk zur Anschauung so seltener und schöner

Dinge einzuladen. Der Zulauf war ungemeyn. Was sich nur regen konnte, Männer, Weiber, Greise, Kinder, alles wollte nach der Hauptstadt hin. Diejenigen, die zurück blieben, beneideten das Glück der Verreisenden, und baten sie, ihnen ja von allem, was sie sehen würden, recht umständlich zu schreiben. In der Hauptstadt selber hatte der König alle Anstalten gemacht, damit der häufige Zufluß von Volk keine Unordnung verursachen möchte. Er ging öfters, von seinen Söhnen begleitet, durch die Straßen der Stadt, begrüßte die Ankommenden, empfahl ihnen seine Söhne, und sein Volk den Söhnen, und bewies allen, daß er seine Unterthanen als einen Theil seiner Familie, und diese als einen Theil seines Volkes liebte.

Endlich erschien der große, der gewünschte Tag. Vor Verlangen und Unruhe brachte der jüngste Prinz die ganze vorhergehende Nacht schlaflos zu. Er wiederholte in Gedanken mehr als hundert mahl was er sagen und wie er alles sagen wollte. Er sah  
schon



schon im Geist die Freude seines Vaters, den Beyfall des Hofes, das Erstaunen des Volkes, und seinen Sieg über seine Brüder. Frühe schon ließ er den Behälter, in welchem der Grund seiner Hoffnung verborgen war, in das angewiesene Zimmer bringen. Er ließ ihn bald in die Mitte, bald in diese, bald in jene Ecke setzen. Jeder Augenblick schien ihm eine Stunde.

Nun trat der König herein, von den übrigen Prinzen und etlichen Vertrauten begleitet. Mit zitternder Begierde, und ungeschickt aus Eile, riß der junge Prinz den Teppich von dem Behälter herab. Ein wunderschöner Vogel erschien in einem kostbaren Nest. Ein vielfarbiger glänzender Strauß zierte seinen Kopf als eine Krone. Die Federn an seinem Halse glüheten wie Gold; bey den übrigen wechselte, nach Licht und Schatten geordnet, Hellroth mit Purpur ab. Sein langer Schweif bestand aus weißen und fleischfarbigen Federn. Seine Augen blinkten wie zwey Sterne. Seine Grösse war ungefähr die Grösse des Adlers. Seine

Stimme glich dem süßen Tone der Flöte, und ließ sich bald in schmachtenden, bald in lebhaften Melodien hören.

Die Schönheit des Thieres, sein majestätisches Ansehn, seine Wendungen, seine Lieder hielten den König und sein Gefolge eine geraume Zeit in der angenehmsten Entzückung. Endlich fragten sie den Prinzen um den Namen und um das Vaterland des Vogels. Ihre Unwissenheit zwang ihm ein Lächeln ab. So habt ihr, sprach er, niemals eine Beschreibung von dem so seltenen, so gepriesenen Phönix gelesen? — Wie? ist dieß der Phönix? fielen sie ihm alle auf einmahl in die Rede. Er ist es, versetzte der Jüngling; und ich will euch nunmehr mit wenigen Worten die Natur desselben, und die Art, wie ich zu dessen Besitze gelanget bin, erklären, wenn ich euch zuvor die Ursachen, warum ich ihn so vielen andern Schönheiten vorgezogen, werde gemeldet haben.

Ich richtete meinen Weg, o König! gerade nach Aegypten, dem alten, dem ersten  
Sitz

Sitze aller Schönheit. Auf dieses Land hat die freigebige Natur alle Schätze ihres Reichthums ausgegossen. In diesem hat die eifersüchtige Kunst sich ihre schönsten Denkmale gestiftet. In diesem werden die tiefsten Geheimnisse der Weisheit gleichsam als ein zurückgelegtes Kleinod verwahret. Unter so vielen Dingen, welche meiner Aufmerksamkeit täglich auffließen, schien mir allemahl das letzte alles vorhergehende zu übertreffen. Je häufiger die Gegenstände meines Vergnügens waren, je schwerer wurde mir die Wahl. Wer nennet mir, sprach ich, die untrüglichen Kennzeichen des Schönsten? wo ist die Werkstätte, in welcher es gebildet wird? wer ist der Richter, dessen Ausspruch hier unwidersprechlich entscheidet? Die Menschen folgen in dem Beyfalle, den sie dem Schönen geben, keinem gewissen Grundsatz. Ein willkührlicher, einom jedem eigener Geschmack reißet sie dahin. Die unendliche Verschiedenheit ihrer Urtheile beweiset die Ungewisheit ihrer Gründe, und öfters scheint es, als ob das einzige

A 5

Gesetz

Gesetz der Schönheit sey, gar kein Gesetz zu ertragen. Um so viel nöthiger schien es mir, mein Urtheil auf gewisse und sichere Sätze zu bauen.

Von wem haben wir die Fähigkeit das Schöne zu fühlen, den Anfang aller der süßesten Empfindungen erhalten, die uns bey seinem Anschauen durchströmen? Von wem anders, als von den mütterlichen Händen der liebevollen Natur? Dieses ist das herrlichste Vorrecht des Menschen vor allen Geschöpfen, die neben ihm die Erde bewohnen, der unwidersprechlichste Beweis, daß er nicht nur, gleich andern Thieren, für die grobe Sorge seiner Erhaltung, sondern für ein edleres, für ein erhabneres Glück geschaffen ist. Sollte aber die Natur, welche eine so vortrefliche Eigenschaft in uns geletet, ihr Werk nur halb vollendet, sollte sie nicht auch am sorgfältigsten, am reichlichsten für die Uebung dieser Empfindung gesorget haben? Sollte sie ihre Herrschaft einer andern Macht überlassen haben? Sollte sie gewartet haben, bis die langsame Kunst, die zweifel-

hafte

hätte Wissenschaft unsere kalten und müßigen Herzen erhitzt hätte? O nein, mein König! So bald der neugeschaffene Mensch nur die Augen eröffnete, sog er schon an den Brüsten der Natur mit langen Zügen das Vergnügen an der Schönheit ein. Die ganze Erde, so weit sie vor ihm ausgedehnet liegt, ist mit Gegenständen dieses Vergnügens übersät. Ja die haushälterische Natur hat noch viele ihrer Schätze in den Schooß der Berge, in den Abgrund der Meere verborgen, damit sie dem Menschen immerfort neue Schönheiten darzureichen habe, und damit er diese bey jedem Schritte desto mehr bewundere und lieb gewinne. Soll ich noch weiter gehen? und werdet ihr mir widersprechen, wenn ich behaupte, daß es wirklich keine andere Schönheit gebe, als eben das Schöne der Natur? Denn was ist die Kunst anders, als eine Nachahmung? und was ist die Wissenschaft anders, als die Erforschung der Natur? Geschicklichkeit und Verstand gab sie dem Menschen, ihrem Lieblinge, um seine Gefühle zu schärfen; aber  
undank:

undankbar gebrauchet er sie, sich über seine Meisterinn zu erheben. Stolz auf seine Macht, verliebt in seine Werke, hält er diese für vollkommener, als die Werke der Natur. Er vergißt, daß er Stoff und Urbild von ihr empfangen, er vergißt, daß er nachahmet, er glaubet zu erschaffen. Und so füllet er die Erde mit seinen Werken, gleichsam als wenn er die Natur vertreiben und in seinem Eigenthume allein herrschen wollte. Sein hochmüthiger Geist, unzufrieden mit den einzelnen Schönheiten der Geschöpfe, will die Schönheit des Ganzen fassen. Er glaubet den Himmel erstiegen zu haben, und will die ewigen Grundgesetze des Schöpfers dem Geschlechte der Menschen verrathen.

Eitles Bestreben einer ohnmächtigen Kühnheit! Hauet immer den Marmor zum Helden, zum Gotte! aber wann werdet ihr den Wurm zu beleben vermögen, auf welchen ihr mit stolzem Fuße tretet? Prahlet immer mit den wenigen euch vorgezählten Wahrheiten! aber vergleichet sie mit der

Unend:

Unendlichkeit der euch verborgenen Kenntnisse, ja was noch erniedrigender ist, mit der weit grössern Menge eurer Irrthümer!

Doch ist die Verblendung, die ich befeufze, nicht allgemein. Die Natur behält noch immer ihr erstes Recht auf unsre Herzen; ihre Stimme erschallet noch immer am lautesten in unserm Busen; ihre Schönheiten sind noch immer für uns die reizendsten. Saget mir, was rühret euch mehr? die Vollkommenheit eines Bildes der Venus, oder der zärtliche Blick eines schönen Auges? Was erget euch lebhafter, die Berechnung des Raumes von einem Sterne zum andern, oder der Anblick eines heitern nächtlichen Himmels, an welchem der volle Mond über das unzählbare kleinere Gestirn zu herrschen scheint?

Nicht, daß ich Kunst und Wissenschaft verachte. Ich weiß, wie viel sie den Menschen über sich selbst erheben, wie sehr sie ihn veredeln. Darum nur habe ich sie in ihrer Geringsfügigkeit vorgestellt, damit der Vorzug der Natur desto glänzender in die Augen

Augen

Augen falle, und ich meine Wahl in ihrem Reiche desto besser rechtfertigen möge.

Von der Sonne an bis zum Staube, der in ihrem Strahle schwebet, Welch eine Menge von Körpern, denen das Verdienst der Schönheit in verschiedenen Graden beygelegt ist! Für alle Kräfte unsrer Seele, für alle Arten von Empfindungen, für alle Zeiten, für alle Länder, für alle Sinne, Welch ein Vorrath von Dingen, die uns Bewunderung, die uns Ehrfurcht, Liebe, Zärtlichkeit, Freude und Entzückung abnöthigen! Deffnet nur eure Augen, öffnet nur eure Herzen der Natur! An allen Orten hat sie einen prächtigen Himmel ausgedehnet; allenthalben hat sie grünende Wiesen zwischen rieselnde Bäche gelegt, und prächtige Flüsse zwischen fruchtbare Hügel und waldige Berge geführt; überall hat sie angenehme Scenen geschaffen, die Blumen bemahlet, die Früchte versüßet, Luft, Wasser, Erde mit mannichfaltigen Geschöpfen bevölkert; an allen Enden der Erde hat sie ihren bezaubernden Reiz auf die Stirne des Menschen geprägt.



trägt. Ja, so groß ist ihr Reichthum, daß  
 wenn alle Sterblichen ihre ganze Schönheit  
 beständig mit gleicher Hefzigkeit fühlen soll-  
 ten, ihre Herzen für einen so großen Zufluß  
 von Strömen des Vergnügens zu enge wer-  
 den, und ihre Seelen unter der Macht ihrer  
 Empfindungen erliegen würden. Weislich  
 hat sie es angeordnet, daß nicht alle gegen  
 eben dieselben Eigenschaften empfindlich sind.  
 Weislich hat sie die Verschiedenheit unseres  
 Geschmackes auf den Ueberfluß ihrer Schätze  
 gegründet. Weislich hat sie uns so ge-  
 schaffen, daß Genuß und Zeit unser Vergnü-  
 gen merklich vermindern, damit die Liebe  
 zum Wechsel, die uns eben so eigen ist als  
 die Liebe zum Schönen, uns beständig von  
 einem Gegenstande auf den andern locke, da-  
 mit die Empfindung des Vergnügens durch  
 den Reiz der Neuheit und der Veränderung  
 beständig aufgefrischt werde, und keine ihrer  
 Schönheiten verlohren gehe. Endlich hat  
 sie sich eine letzte Macht, ein letztes Recht  
 vorbehalten, aller Ermüdung und Erschö-  
 pfung unserer Sinne zuvorzukommen; ein  
 Recht,

Recht, welches sie zugleich zum Eigenthum ihrer größten Wunder, und zur schärfesten Würze unserer Freude gemacht hat: die Seltenheit. Diese treffen wir in allen den Wesen an, in deren Bildung die Natur das Schöne zu ihrem Hauptendzweck genommen zu haben scheint. So gewiß ist ihr der allgemeine Beyfall, daß alle Völker aus allen Zeiten ihr immer den höchsten Preis zuerkannt haben, welchen sie auf Dinge, die zum Ergetzen, zum Schönen gehören, setzen konnten. Dieß ist also das untrügliche Kennzeichen, an welchem wir die Meisterstücke unterscheiden können, denen die Natur selber den Vorzug vor allen andern zugesprochen und versiegelt hat: die Seltenheit.

Wer wird nun auftreten, und meinem Phönix ein größeres Wunder entgegen setzen? ihm, dem einzigen seiner Art auf der ganzen Erde. Nur Ein Wort füge ich hinzu, mein erstes Versprechen zu erfüllen. Der Phönix bewohnet die Einöden Arabiens. Er lebet fünf hundert Jahre. Wenn er sich seinem Ziele nahe fühlet, so bauet er sich  
ein

ein Nest von wohlriechendem Holze und Harze, und stirbt in solchem. Aus dem Marke seiner Gebeine entspringet ein Wurm, welcher sich zu einem neuen Phönix ausbildet. Die erste Sorge desselben ist, seinen Vater zu Grabe zu bringen. Von Myrrhen bauet er sich eine dichte Masse, und gibt ihr die Gestalt eines Eys. Dann versuchet er seine Kräfte, ob sie hinreichend sind die Last zu tragen. Wenn er das eigentliche Gewicht gefunden, so höhlet er die Masse aus, füllet die Oeffnung mit der Leiche seines Vaters, und bedecket sie wieder mit Myrrhen. Endlich trägt er diese theure Last nach dem Tempel der Sonne zu Heliopolis. Dort verwahret er sie auf dem Altare des Gottes, und kehret alsdann wieder nach Arabien, um einst auf gleiche Weise von seinem Sohne an dieselbe Stelle gebracht zu werden. Zweymahl war nun der Phönix in der Stadt der Sonne erschienen: einmahl unter der Regierung des großen Sesokris, und einmahl zur Zeit des Amasis. Ist erwartete man die dritte Ankunft eines Vogels, den

☪

man

man allentahl mit einer Art von heilliger Ehrfurcht betrachtet. Diese Zeitung bewog mich, eine Reise nach Arabien zu unternehmen. Ich war so glücklich, am dritten Tage meines Aufenthaltes in diesen Wüsteneyen das Nest des Phönix zu entdecken, in welchem sich, neben dem Leichnam des Vaters, der neu entstandene Wurm bereits zum Vogel zu bilden anfing. Ich bemeisterte mich desselben, und bringe ihn dir, o König! mit der Ueberzeugung, daß die Natur nichts feltneres, nichts prächtigeres, nichts schöneres unter ihren Schätzen aufzuweisen habe.

Der König und alle die um ihn waren billigten mit einhelliger Stimme die Rede des Prinzen, und sahen den Vogel nunmehr mit noch weit grösserer Bewunderung an. Ein Bothe wurde fort gesandt, diese Zeitung der Königin zu melden. Sogleich eilte sie mit dem ganzen Hofe das wunderbare Geschöpf zu sehen. Der Nahme des Vogels lief in einem Augenblicke durch den Mund der ganzen Stadt. Wer will dem Prinzen,  
 hieß

hieß es, die Krone freitig machen? Was kann man schöneres, was kann man feltneres erdenken, als den Phönix? — Wie schön! war der erste Ausruf des ganzen Hofes. Welche Farben! welche Wendungen! Hundert Fragen geschahen auf einmahl an den Prinzen. Nach und nach wurde die Bewunderung stiller, und endlich fing man an sich in die Ohren zu flüsteren. Er ist schön, sagte man, er ist wunderschön; aber ich hätte mir ihn doch noch schöner vorgestellt. Die eine Dame wünschte, die Federn im Schweife wären grün, die andere, sie wären blau. Der einen war der Schnabel zu lang, der andern zu kurz. Jede wollte etwas zu tadeln finden. Dieser mißfielen die Füße, jener der Kopf, und einer dritten die Stimme. Ist er auch zahm, wie mein Zeisig? rief die eine. Kann er auch reden, wie mein Papagey? fragte die andere. Die Königin bat den Prinzen, seine Rede zu wiederholen. Er that es. Haben Sie etwas davon verstanden? sprach ein Höfling heimlich zum andern. — So wenig, als wenn er Aegyptisch

geredet hätte. — Glauben Sie, fragte ein dritter, daß er die Rede selber gemacht habe? — Eine junge Dame, welche sich schmeichelte, die schönste am Hofe zu seyn, trat vor den Spiegel. Wahrhaftig, sagte sie, der Prinz thut uns viel Ehre an, einen plumpen dummen Vogel als das Schönste in der Natur aus den Einöden Arabiens herzubringen! Ein politischer Kopf zog einen andern auf die Seite. Was denken Sie, sprach er, von einem Lande, in welchem man, zum Throne zu gelangen, Vögel aus den Nestern hebt?

Der Zulauf des Volkes war die folgenden Tage unbeschreiblich. Von der ersten Morgenröthe an bis in die sinkende Nacht wimmelten die Straßen von Menschen, die entweder den Phönix zu sehen gingen, oder von ihm zurück kamen. Jeder setzte noch etwas neues zu den wunderbaren Eigenschaften des Vogels hinzu. In den Briefen, welche nach den Städten des Reiches abgingen, meldete man: er komme aus der Sonne, und brauche hundert Jahre, um nach der

Erde

Erbe zu fliegen; er habe einen Demant in seinem Leibe, grösser als ein Taubeney; und andere Märchen gleicher Art, welche die Liebe zum Wunderbaren erfindet und die leichtgläubige Unwissenheit begierig annimmt. Dieser Eifer, diese Bezauberung dauerte die vier ersten Tage. Am fünften nahm der Zulauf merklich ab. Am folgenden kamen die Standespersonen, die sich mit dem Pöbel nicht hatten vermengen wollen. Am siebenten die Greise, welche das Gedränge gefürchtet hatten. Am achten Tage fand der Prinz niemand bey dem Vogel, als einen alten Gelehrten, welcher sich durch eine große Sammlung von Naturalien berühmt gemacht hatte, und nunmehr den Vogel von allen Seiten abzeichnen ließ. Darf ich mir, sprach er mit hohler und heiserer Stimme zum Prinzen, eine Gnade von Ihnen ausbitten? Versprechen Sie mir den Vogel nach seinem Tode, damit ich ihn ausstopfen lasse, und unter meine seltensten Kostbarkeiten aufstelle. Mit einer bittern Miene versetzte der Prinz: Wenn Sie nur fünfhun-

dert Jahre warten wollen, so soll er der Thron-  
 rige seyn. In der That schmerzte ihn der  
 schnelle Fall der allgemeinen Bewunderung.  
 Doch tröstete er sich wieder mit der Sicher-  
 heit seiner Gründe, mit dem Lobspruche des  
 Königes und des Hofes, und mit der Art  
 von Trunkenheit, in welcher das Volk die  
 vier ersten Tage gewesen war.

Die Unruhe, mit welcher der zweite  
 Prinz den ihm angefesten Tag herannahen  
 sah, hatte einen ganz andern Grund, als die  
 Ungeduld des ersten. Die Furcht hatte sich  
 seines ganzen Gemüthes bemächtigt; er ver-  
 lohr alle Hoffnung; die Rede des jüngsten  
 Bruders schien ihm allen Beyfall vorausge-  
 raubt zu haben. Er entdeckte seinen Zustand  
 und sein Geheimniß dem ältesten Prinzen,  
 welcher ihm neuen Muth einsprach, und sich  
 mit ihm von den Gründen unterhielt, die  
 er zur Rechtfertigung seiner Wahl anzufüh-  
 ren hatte.

Ein kalter Schweiß drang auf des Prin-  
 zen Stirne, da er seinen Vater mit seinem  
 Gefolge bereintreten sah. Kaum war er  
 vermög-



vermögend den Vorhang wegzuziehen, welcher ihnen eine Statue des Cupido von Parischem Marmor entdeckte.

Der Bildhauer hatte den Gott der Liebe als einen Jüngling in der schönsten Blüthe seiner Jahre vorgestellt. Ein weiches, zartes Fleisch, eine sanfte, glatte Haut bedeckte den schlanken Leib und die biegsamen Gelenke. Sein zierlicher und feiner Fuß schien auch im unbeweglichen Steine die Unruhe und Leichtigkeit der Jugend zu haben. Ein süßes Lächeln wohnte auf seinen Lippen und gefellte sich zu dem unausdrücklichen Reize seines Mundes, vor welchem er einen verrätherischen Finger hielt. Rückwärts lehnte sich die andere Hand auf den Köcher und Bogen, als wollte er die Gefahr seiner Pfeile verbergen. Die Kühnheit erschien auf der freien und heitern Stirne. Sein schiefer Blick, so sanft er ihn auch zu machen suchte, verrieth dennoch eine schalkhafte Tücke, die er nicht völlig daraus verbannen konnte. So schmeichelnd, so zärtlich, so verführerisch auch seine Miene war, so erzeugte sie doch

ein heimliches Mißtrauen, und mischte eine gewisse Unruhe unter die sanfte Neigung, die man gegen ihn fühlte. Die Harmonie, das Spiel, der Ausdruck aller seiner Züge gaben ihm einen so wahren, einen so lebhaftesten Charakter, daß man in demselben alles zu sehen glaubte, was jemahls die Dichtkunst, den Amor zu mahlen, von der Natur entlehnet hatte. Jeder Zug sprach Empfindung, und machte tausend Empfindungen rege. Der Marmor schien alles zu sagen, was man allein denken zu können geglaubet hätte, und der erstaunte Zuschauer dünkte sich in seiner Entzückung die Gegenwart des Gottes zu fühlen, dessen Bild er vor sich sah.

Je länger das Auge der Versammlung auf der Statue verweilte, je mehr entflammte es sich von Beyfall und Vergnügen, und je mehr erhobte sich der Prinz von seiner ängstlichen Verwirrung. Welche Natur! welche Wahrheit, welcher Ausdruck! rief endlich der König aus, von einer Empfindung hingerissen, über die er nicht länger

Weib

Meister war. Und noch sind vielleicht manche Schönheiten, vielleicht auch einige Mängel in dem Bilde, die allein dem Auge des Künstlers sichtbar sind. Er befahl, einen berühmten Griechischen Bildhauer, der eben an seinem Hofe war, herbey zu rufen. Der Künstler kam. Lange und genau besah er das Bild, ohne ein Wort zu reden. Der König erwartete seinen Ausspruch mit einer Art von Unruhe. Ihm war bange, sein so reines, so lebhaftes Vergnügen möchte durch die Entdeckung irgend eines Fehlers gestöhret, und sein zu schnelles Urtheil umgestoßen werden. Aufgebracht bis zur Thräne lief endlich der Grieche nach der Thüre. Wohin? rief ihm der König zu. Meinen Amor zu zerschlagen, sprach er, den ich angefangen habe; denn es ist unmöglich, daß er dieser Arbeit jemahls beykomme. — So bleib doch, sprach der König, und rede! Wie findest du das Bild? Schließe von meinem Vorhaben, erwiederte der Künstler, auf das, was ich fühle! Nein, nichts so vollkommenes ist jemahls aus den Händen der

Kunst, nichts so schönes aus den Händen der Natur gekommen. Dieß ist der höchste Grad, auf den die Schönheit steigen kann. Nicht ein einziger Fehler im ganzen Bilde. Da kann man mit Recht sagen, daß Praxiteles (denn ich erkenne seinen Meißel) nicht nur alle Künstler Griechenlandes, sondern auch so gar sich selber übertroffen habe.

Du urtheilest, sprach der junge Prinz, wie Praxiteles selber geurtheilet hat, und der Zufall, o König! welcher ihm diesen Ausspruch abgezwungen, ist sonderbar genug, um ihn dir zu erzählen. Der Künstler liebte Phrynen, eine berühmte Schönheit. Als ein Pfand seiner Zärtlichkeit bat sie sich sein schönstes Bild von ihm aus. Was kann ich dir versagen, o Phryne? versetzte der Künstler: wähle selbst unter meinen geringen Werken. Das schönste derselben ist ohne Zweifel dasjenige, welches das Glück haben wird, dir zu gefallen. Aber die verschmitzte Phryne wollte sich in dieser Wahl allein auf das Urtheil des Meisters selber verlassen. Sie läßt dem Praxiteles melden, sein Haus

stehe

stehe in vollen Flammen. Und mein Amor? ruft er aus, indem er aufspringt, ist mein Amor verlohren? Lächelnd tritt ihm ihre Phryne entgegen: Fürchte nichts, mein Geliebter! vergib mir meine List; aber schenke mir deinen Amor! Praxiteles gab ihr den Amor, und sie schickte ihn nach Thespia, ihrer Vaterstadt, wo ich ihn gefunden, und mit zehn Tonnen Goldes erkaufet habe.

Ehe ich aber von dem Vorzuge rede, welchen ich dem Bilde des Praxiteles vor so vielen andern Werken der mannichfaltigen Kunst gegeben habe, so finde ich mich durch die Rede meines Bruders genöthiget, die Ursachen anzuführen, mit welchen ich meine Wahl in ihrem Reiche überhaupt zu vertheidigen gedenke.

Ich verehere so dankbar, so empfindlich, als er, die Weisheit, die Macht, die Güte der Natur. Ich gestehe ihm zu, daß die Kunst nichts neues hervorzubringen vermag; daß ihr weiter nichts vergönnet ist, als einige Formen zu verändern, als nachzuahmen. Aber es ist hier nicht die Frage von dem Unterschiede

terschiede zwischen den Kräften der Natur und den Kräften der Kunst; es ist nicht die Frage vom Erschaffen, vom Beleben; es ist die Frage vom Gefallen, vom Rühren. Ein anderes ist das Daseyn, ein anderes die Schönheit einer Sache. Alle Dinge, die uns umgeben, sind Werke der Natur. Sie ist im Wurme so groß, so weise, als in der Sonne. Aber in einer so geschaffenen, so gegebenen Welt hat sie selber gewollt, daß einige Dinge uns durch den Reiz der Schönheit an sich ziehen, daß andere uns durch den Ekel der Häßlichkeit von sich stoßen, daß die meisten uns kalt und gleichgültig vorübergehen lassen. Auch die häßlichsten Dinge sind weislich und bewundernswürdig gebauet. Ist deswegen denn auch das Häßliche schön?

Ich weiß nicht, mein Bruder, ob dich nicht der Eifer zu weit getrieben, wenn du behauptet hast, die Natur habe für alle Länder, für alle Zeiten, für alle Sinne einen so reichen Vorrath von Schönheiten bestimmt und zur Schau ausgelegt, als ob ihr einziger Endzweck in der Schöpfung gewesen wäre,

den

den Menschen zu ergehen und auf eine angenehme Weise zu unterhalten. Ich finde die Schönheit nicht so häufig in der Natur; eine Schönheit, meine ich, die mich nicht nur obenhin rühret, sondern die meine ganze Seele ergreift und einnimmt. Hast du die angenehmen Scenen von Wiesen, von Flüssen, von Bergen und Hügeln auch in den Einöden Arabiens angetroffen? Hast du das sandige Lybien, das versengte Aethiopien, das rauhe Scythien durchreiset, und auch dort die Natur im Schönen verschwenderisch gefunden? Gehe hin nach den Ländern, an welche die Kunst noch keine Hand geleyet hat! Setze dich dort zwischen die alten Ruinen der großen Zerrüttung, deren Merkmale die Erde an allen Orten aufweist; zwischen die rauchenden Felsen und die gestockten Ströme von Schlacken und Pech, an die stinkenden Moräste, auf die sumpfige Erde, mit giftigen Pflanzen und pestlichem Dampfe bedeckt, zwischen die Wolken von Ungezieser, die zischenden Schlangen, die heulenden Hyänen, und bewundere dort im

Blicke

Blicke der gräßlichen Wilden, welche die traurige Gegend bewohnen, den mächtigen, den siegreichen Reiz der sich selbst überlassenen Natur!

Wirst du mir es vergeben, mein Geliebter, wenn ich dich eines kleinen Widerspruchs beschuldige? Du hast die Seltenheit als ein Zeichen der größten Schönheit angegeben. Wie rechnet sich dieses mit der mütterlichen Vorsorge der Natur für unser Vergnügen? Hat sie uns zu Liebe ihr schönstes Werk, den Phönix, in die Einöden, weit aus den Augen aller Menschen verwiesen? Oder kostet es ihr grössere Mühe, einen Phönix, als eine Fledermaus hervorzubringen? Doch mache die Fledermaus so selten, als jetzt der Phönix ist: immer wird dieser schöner bleiben, als jene, welche durch ihre Seltenheit allein der Neugier, nicht dem Gefühle reizend seyn wird.

Es ist also weder die Seltenheit ein Kennzeichen der Schönheit, noch auch das Schöne so häufig, so allgemein in der Natur. Nein, mein Bruder! sie hat nicht alles  
nach



nach dem Vergnügen des Menschen abgemessen und ausgerechnet. Ihre Reize sind zerstreut, sie sind zufällig, sie sind öfters unvollkommen, sie sind wirklich selten. Aber sie selber hat die Kunst dazu berufen und bestellet, sich unserm Gefühl allein zu widmen, allein für unser Wohl, für unser Vergnügen zu arbeiten. Diese versammelt aus allen Theilen der Welt, aus allen Zeiten, aus allen Reichen der Natur, was uns ergetzen, was uns gefallen, was uns bezaubern kann. Sie verbannet das Häßliche aus unsern Augen, sie versetzet uns in eine neue Ordnung von Dingen, und ziehet, gleich einer Biene, den Honig aus der ganzen Natur.

Vieles sind wir der Natur schuldig. Sie gibt uns, was die Kunst uns nie zu geben vermag: sie gibt uns Leben und Gefühl. Aber wie wenige Dinge reichet sie uns, auch nur zu unserer Erhaltung, zu unserer Bequemlichkeit, welche nicht eines Zusatzes, einer Hülfe der Kunst bedürfen? Der Schöpfer, welcher uns fähig dazu bildete, hat uns den Genuß aller seiner Gaben nur unter  
der

der Bedingung der Arbeit und des Fleißes zugestanden. Man werfe einen Blick auf den Weg, den wir an der Hand der Kunst gemacht haben. Sie hat uns aus den Wäldern, wo wir mit den wilden Thieren zerstreuet umher irrten, zu diesem geselligen und freundschaftlichen Umgange berufen. Sie beschützet uns wider die schädlichen Einflüsse der Witterung, sie vertheidiget uns wider die Anfälle unserer so häufigen Feinde. Sie gibt uns die Herrschaft über die ganze Natur, und zwinget alle Elemente zu unserm Dienst. Sie befiehlt, so liefert uns die Erde die Früchte, die wir von ihr begehren, so kleidet sie sich mit Wohnungen und Städten, so öffnet sie ihren Schooß, uns ihre verborgensten Reichthümer, alle ihre Metalle darzubieten. Diese übergibt sie dem fürchterlichen, dem heilsamen Feuer, sie in tausend Formen und zu mannichfaltigen Werkzeugen umzuschmelzen. Sie, die Kunst, reiniget die Luft, die wir schöpfen. Zu dem Murmeln der Quellen, zu dem Rauschen der Blätter, zu den Gesängen der Vögel füget sie

sie

sie noch weit sanftere Melodien und Lieder. Sie heißt den Wind die Segel füllen, und eröffnet sich ein neues Reich auf dem weiten Ocean, und verbindet Länder, die er auf ewig zu trennen schien. Was wird sie nicht noch unternehmen? was wird ihr nicht noch künftig gelingen? Vielleicht kömmt eine Zeit, in welcher sie dem geschärften Blicke des Menschen die Sterne selber entgegen rücken, ihm eine neue Welt, neue Körper, neue Geschlechter entdecken, in welcher sie ihm selber den Donner und die Blitze Jupiters in die Hände geben wird.

Von der Natur verlassen und hingeworfen nimmt uns die Kunst in ihre mütterlichen Arme, und nähret und erwärmet und erziehet uns. Mit uns allein beschäftigt, forget sie beständig für unsere Glückseligkeit, und bereitet unsere Herzen dazu, indem sie sie bessert. Sie erweicht unsere Sitten, indem sie unsere Fühlbarkeit übet, und unsern Wünschen mit den feinsten Freuden und Schönheiten entgegen geht. Was Wunder also, wenn es ihr mehr und öfter

E

gelins

gelinget uns zu gefallen? wenn sie uns vollkommnere Schönheiten liefert, als die Natur selber, die sie nachahmet? Glaubet ihr, daß unter den fünf reizenden Schönen, welche sich Zeuxis zu Mustern gewählet, eine einzige der Helena gleich kam, in deren Bild er alle ihre vertheilten Reize zusammen getragen? Findet ihr in irgend einem Werke der Natur die Pracht, das Ebenmaß, die schlanken Säulen, die kühnen Gewölbe, die wir an einem Griechischen Tempel bewundern? Reizet euch das regellose Zwitschern der Vögel so sanft, als das fließende, das zärtliche Lied des Sängers, von der harmonischen Leyer begleitet? Wo findet ihr in der Natur so prächtige, so bezaubernde Scenen, als die euch der sammelnde, der wählende Dichter schildert?

Ein jedes Geschöpf erfreuet sich des Gebrauches seiner Gaben. Ungejagt durchrennet der leichte Hirsch die ungangbaren Wälder; die Lerche steigt singend in die Luft empor, und das bloße Bewußtseyn seiner Stärke reizet den Widder zum Streit. Auch  
uns

uns ergetzt nichts so sehr, als das Spiel, die Uebung unserer Leidenschaften. So gar Furcht, so gar Schrecken und Entsetzen lieben wir, wenn wir sie ohne Gefahr empfinden können. Unterdessen fließt unser stilles Leben oft vorbei, ohne daß wir ein einziges Mahl Zeugen eines Vorfalles geworden, welcher solche Fühlungen in uns rege gemacht. Aber die Kunst ruft aus allen Ländern, aus allen Zeiten die Gegenstände unserer Leidenschaften zusammen. Sie gibt dem Augenblicke, der uns in einer Handlung erschüttert, eine beständige Dauer, sie hält ihn immer vor unsern Augen fest; sie spüret alle geheimen Winkel unseres Herzens aus, sie berühret alle Nerven der Empfindung, sie gibt uns den vollkommensten Genuß unserer selbst.

Darf ich noch eines zum Vortheile der Kunst hinzusetzen? Ihre Schönheit ist viel sicherer, viel gewisser, viel bestimmter für uns, als die Schönheit der Natur. Denn in jedem Werke des Künstlers können wir seine Absicht erkennen. Wir können wissen,

in wie weit sich seine Nachahmung dem Urbilde nähert oder von ihm abweicht. Aber selten kennen wir die Absicht des Schöpfers in den Werken der Natur. Warum hat er den Phönix so, und nicht anders gemahlet? Kein Weiser nennet mir die Ursache. Aber warum ihm der Mahler diese, und keine andere Farbe gibt, das weiß ein jeder; eben darum, weil er den Phönix mahlen will. In den Werken der Kunst haben wir zwey gegebene Sätze vor uns, das Urbild und die Nachahmung. Aber in den Werken der Natur haben wir nur Einen Satz vor uns, ihr Werk selber. Ein jeder urtheilet von demselben nach seiner Art zu fühlen, zu sehen, zu seyn. Unter zwey Steinen von gleicher Art, aber von ungleicher Grösse, wird jedermann den Kleinern für leichter halten, als den grössern. Aber so bald von der Schwere eines einzigen Steines die Frage ist, urtheilet ein jeder nach seinen Kräften, und die nehmliche Last, die dem Starken leicht, dem Schwächern gewichtig scheint, wird den Unvermögenden niederdrücken.

So

So ungleich nun unsere Kräfte sind, so ungleich sind auch unsere Neigungen. Unsere Bildung, unsere Erziehung, unsere Gewohnheiten, tausend so wol physische als moralische Zufälle verändern und unterscheiden das Gefühl auf tausenderley Weise, und machen also den natürlichen Geschmack des Menschen ungewiß und willkürlich, das Schöne wankend und zweifelhaft.

Noch ist eine Würze vorhanden, welche die Kunst heimlich auf ihre Werke streuet, und die ihren Geschmack nothwendig erhöhen muß. Eine Schwachheit ist es, von der ich rede; aber eine Schwachheit, welche die Natur selbst in unsere Herzen geleset, eine Schwachheit, welche zugleich die Quelle aller hohen und vortrefflichen Unternehmungen des Menschen ist: die Eigenliebe. So wie sie den Verstand und die Einbildungskraft des Künstlers schärfet, und ihn durch die Hoffnung des Lobes und der Ehre gegen Mühe, Verdruß und Schwierigkeiten unempfindlich macht, so schmeichelt sie auch dem Richter mit dem Gedanken, daß Hände,  
E 3
gleich

gleich den feinen, diese Schönheiten hervor-  
gebracht; daß es vielleicht nur an ihm liege,  
das Nehrliche zu vollbringen, und daß er  
den Ruhm des Künstlers, wie alle Griechen  
den Ruhm eines Miltiades oder Themisto-  
kles, mit ihm zu theilen habe.

Endlich so glaube ich nicht, daß wir die  
Natur durch Undank beleidigen, wenn wir  
uns öfter und lebhafter an den Werken der  
Kunst, als an den ihrigen ergehen. Denn  
ist nicht auch unsere Fähigkeit das Schöne  
hervorzubringen eine ihrer Gaben? und  
bewundern wir nicht sie selber in unsern  
Werken? Und wo ist der Künstler, an dem  
wir nicht sein Genie, das Geschenk der Na-  
tur, noch weit mehr als seine einzelnen Her-  
vorbringungen bewundern?

Wenn ich aber im Reiche der Kunst,  
welches an Umfange dem Reiche der Natur  
wenig weichen wird, diese Statue so vielen  
andern Werken der berühmtesten Meister  
vorgezogen habe, so werde ich mich vielleicht  
dem Neide aller andern Künste und dem Tas-  
del ihrer Liebhaber ausgesetzt haben. Wel-  
chem



Hem ich durch die Erklärung zu entgehen hoffe, daß ich das Werk des Praxiteles nicht deswegen gewählt habe, weil ich die Bildhauerey allen andern Künsten vorziehe, sondern weil ich glaube, daß in keiner derselben jemahls ein so vollkommenes Meisterstück erschienen, als dieser Amor in der seinen ist.

Ich entscheide nicht, ob es schwerer sey, auf einer ebenen Tafel, durch Hülfe der Züge und Farben, die Körper der Natur so nachzuahmen, daß die beiden Sinne des Gesichtes und Gefühles gleichsam in Widerspruch gerathen; oder ob es künstlicher sey, eben diese Sinne so zu vereinigen, daß sie auf der ganzen Oberfläche eines Marmors die genaueste Gleichheit mit dem Urbilde finden. Dieses fühle ich nur, daß, zum wenigsten zu unserer Zeit, die Mahlerey noch nicht zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gelangt ist, als die Bildhauerey. Vielleicht ist es einem künftigen Volke vorbehalten, diese Kunst weit höher zu treiben, als sie bisher gestiegen ist. Und wenn ich in einem Zeitalter lebte, in welchem ein Apelles ein größ-

seres Meisterstück gemacht hätte, als ein Praxiteles, so würde ich ohne Anstand das Werk des erstern vor dem Bilde des letztern gewählt haben.

Die Baukunst gründet sich auf die Gesetze der Festigkeit, des Gewichtes, des Ebenmaßes, der symmetrischen Ordnung. Aber weil sich ihre Schönheit mehr auf den Verstand, als auf das Herz beziehet, weil sie mehr berechnet als gefühlet wird, so ist auch ihre Wirkung langsamer, schwächer, und auf eine kleinere Anzahl von Kennern eingeschränkt. Nicht, daß ich ihr alle Macht auf unsre Herzen abspreche. Sie rühret, sie erhebet sie insonderheit durch die Majestät der Größe, die sie ihren prächtigsten Werken zu geben vermag. Aber diese ihre Denkmahle müssen auf ihrem Platze, in den glücklichen Städten bewundert werden, welche sie besitzen, und ihre eigene Natur verhinderte mich also, meine Wahl auf sie zu richten.

Einen weit kürzern und gewissern Weg zu unserm Herzen wählet die Tonkunst. Mit  
ansicht:

unsichtbaren Farben mahlet sie gleichsam dem Ohre, und es scheint, als ob ihre langsame oder schnelle Bewegung die Schläge unseres Herzes bestimme, und sie bald aufhalte, bald beschleunige. Aber ihre Meisterstücke rauschen vorbey, sie verschwinden, indem sie entstehen, Ein Ton vertreibet den andern, und unser Vergnügen über ein geendigtes Lied bestehet in einer bloßen Erinnerung. In keiner Kunst ermüdet die Wiederholung so geschwinde, als in dieser. Keine ist unbeständiger und ungleicher, als diese, nicht nur in verschiedenen Ländern, sondern in dem nehmlichen Volke; und was die Griechen mit Entzückung hören, würde vielleicht das Ohr meiner Landesleute beleidiget haben.

Freylich ist keine Kunst, welche alle Vorzüge des Schönen so häufig, so vollkommen, so siegreich verbindet, als die Dichtkunst. Diesem ihrem Schooßkinde hat die Einbildung die Macht gegeben, ohne Marmor und ohne Farben den Augen des Geistes die herrlichsten Bilder, nicht unbeweglich, nicht an

einen Ort, an einen Augenblick gebunden, sondern im ganzen Verlaufe einer Handlung, in allen ihren Scenen, mit allen Gedanken, Reden und Thaten, von denen sie begleitet war, zu schildern. Sie verbindet das Ebenmaß und die ausgesuchteste Ordnung der Baukunst mit der Harmonie und dem mannichfaltigen Wechsel der Musik. Sie ist die Beherrscherinn der Leidenschaften, die Königin der Herzen. Sie gibt uns aus ihrem zauberischen Kelche die Süßigkeit der Wollust, den Taumel der Bewunderung, die erwärmende Zärtlichkeit mit vollem Maße, sie gibt uns das tief erschütternde Mitleid und die tobenden Bewegungen des Zornes, der Furcht, des Schreckens mit unschädlichen Zügen zu trinken. Aber bekannt ist die kleine Anzahl ihrer Lieblinge, weil ihre Werke unverletzt allen gesitteten Völkern des Erdbodens mitgetheilt werden können. Wer ist unter uns, welcher nicht die Gedichte eines Homers, eines Sophokles, eines Virgils kennet, und ihre schönsten Stellen herauszusagen weiß? Und dennoch scheint es mir  
noch

noch leichter zu seyn, daß Homer, ich will nicht sagen von einem erhabnern und erfindungsreichern, sondern von einem weisern, von einem feinern, von einem ausgearbeitetern Dichter übertroffen werde, als daß den Praxiteles ein anderer Meister seiner Kunst überwinde. Ich habe euch demnach nicht mit der vollkommensten Kunst bekannt machen, sondern euch das vollkommenste Werk, welches jemahls irgend eine Kunst hervorgebracht hat, vor die Augen stellen wollen.

Der König hörte diese Rede mit einem väterlichen Beyfalle, die Vertrauten mit einer richterlichen Aufmerksamkeit, sein jüngster Bruder mit einem kleinen Reide, der zweyte mit Gleichgültigkeit, und der älteste mit einem wahren Vergnügen. Man wandte sich nun von neuem zu dem Bilde, man fand es je länger, je schöner; doch war niemand so entzückt darüber, als der Bildhauer. Einer der Rätthe, derjenige, welcher die Einkünfte des Reiches zu verwalten hatte, bezeugte nur ganz leicht und bescheiden, daß ihm die Summe von zehn Tonnen Goldes  
etwas

etwas theuer vorkomme. Keine Schätze der Welt, rief der Künstler zürnend aus, sind hinlänglich diesen Amor zu bezahlen. Er ist unschätzbar. Glücklich ist das Land, dessen Beherrscher die Künste liebet und zu schätzen weiß!

Die Königin und der Hof kamen erst des andern Tages, den Amor zu sehen. Zwen Höflinge, welche sich in Griechenland aufgehalten hatten und sich für Kenner ausgaben, wurden von der Königin auf die Seite gerufen. Ich finde es schön, das Bild, sagte sie. Ich erkenne in jedem seiner Züge den Gott der Liebe. Aber, ich gestehe es, ich verstehe mich nicht genug auf die Statuen, um das Außerordentliche, das Wunderbare zu sehen, welches der König so hoch erhoben hat. — Und bemerken Sie denn nicht, sprach der eine, wie auch die kleinsten Dinge so fleißig, so künstlich ausgedrückt sind? wie die Haare da liegen, als ob man sie zählen könnte? wie die Nägel so natürlich vorgestellt sind? was für Kunst es gebraucht, aus einem harten Marmor die Krümme des Bogens

gens

gens so dünne, so leicht heraus zu haben? — Ich erinnere mich, sprach der andere mit einem bedeutenden Lächeln, das Bild ehemals in . . . Athen gesehen zu haben. Ich sage nicht, daß es nicht schön sey; aber . . . es ist doch . . . Was fehlet ihm denn? unterbrach ihn die Königin. Es wäre zu viel davon zu reden, versetzte er, und ich müßte mich mancher Ausdrücke bedienen, die nur die Künstler verstehen. So suchte er seine Unwissenheit unter dem unbestimmten Scheine eines tiefen Tadelns zu verstecken, und je mehr er zu verstehen gab, je weniger konnte man begreifen, was er sagen wollte. Die übrigen Höflinge sahen das Bild mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Man lobte es mehr auf das Wort des Königes, und dem Prinzen zu gefallen, als aus Empfindung. Eine alte fromme Dame ärgerte sich an der Blöße des Knaben, uneingedenk, daß die Kunst, die einen reinen Geschmack erfordert, auch ein reines Herz voraussetzt. — Wenn dieser unser König wird, lispelte ein Hofmann dem andern ins Ohr, so verkaufe

er

er uns alle, um Statuen aus Griechenland zu hohlen.

Der Pöbel sah das Bild mit keiner andern Empfindung als der Frömmigkeit an. Sie warfen sich vor dem Gotte nieder, sie beteten an, und zierten ihn mit Blumenkränzen. Der gesündere Theil des Volkes bewunderte das Bild, zwar nicht mit den Entzückungen des Künstlers, doch mit der aufrichtigen Freude des Redlichen. Die einen fühlten, und die andern wiederholten was die Fühlenden sagten. Die Königin kam zum zweyten Mahle von dem Griechischen Bildhauer begleitet. Dieser unterrichtete sie besser, als ihre Kenner, von den Vorzügen des Werkes. Das Volk drängte sich von selbst zu dem Meister hin, befragte sich um sein Urtheil, und sein Beyfall ergoß sich wie ein Strom, welcher alles mit sich reiße und im Lauf seine Kräfte vermehret. Man kam mit minderer Hitze und in geringerer Anzahl, als den Phönix zu sehen; aber viele kamen öfter zurück, und gingen jedes Mahl vergnügter hinweg. Der zehente Tag kam an,

an,



an, und manche, die das Bild täglich betrachteten hatten, bereuten noch, es nicht genug gesehen zu haben.

Mit einer gesetzten Miene und einer Schrift unter dem Arme trat der dritte Prinz in das Zimmer, in welchem der König mit der gewöhnlichen Gesellschaft bereits erschienen war. Er setzte sich mit ernsthaftem Anstande ihnen gegen über, und nach einer kleinen Pause fing er also zu reden an.

Nachdem ich oftmahls, o König, bey mir selber die Natur und den eigentlichen Charakter des Schönen überleget und betrachtet habe, nachdem ich die Reihe aller derjenigen Dinge, denen diese Eigenschaft zugesprochen wird, gleichsam vor mich beschieden und untersucht habe: so halte ich dafür, daß, gleichwie der Mensch aus zwey besondern Theilen, einem Leibe und einer Seele bestehet, also finde man auch zwey Arten des Schönen, deren das eine sich auf den Leib und die Sinne, das andere aber auf den Geist oder die Seele beziehet. Unter unserm äußerlichen Sinnen haben wir nur zwey, des  
nen

nen das Vorrecht die Schönheit zu entdecken gegeben ist: das Ohr und das Auge. Die drey andern sind auf eine gröbere und unedlere Wollust eingeschränkt. Nämlich mit den beiden erstern allein entdecken wir die Dinge in ihrem Ganzen, in ihrem Zusammenhange, in der Ferne, und eine Menge von Gegenständen in einem nehmlichen Punkte. Sie sind es also, welche unserm Busen das feinere Vergnügen der Schönheit zuführen, und welche gleichsam einer genauern Gemeinschaft, eines vertrautern Umganges mit der Seele gewürdiget sind. Die einzelnen Körper, sie seyen nun aus dem Reiche der Natur oder der Kunst genommen, welche durch ihren unmittelbaren Eindruck die sanfte Bewegung des Beyfalles erwecken, machen die erste Klasse des Schönen aus. Sie wirken, wenn ich so reden mag, auf denjenigen Theil der Seele, welcher am nächsten am Leibe hängt, sie fallen in die gröbern oder stumpfern Sinne derselben.

Aber die Seele hat noch ein anderes Ohr, noch ein anderes Auge, vor welchem die  
einzelne

einzelnen Körper als Atomen verschwinden,  
 und die allein das Große, das Erhabene,  
 das Ewige und Unveränderliche zu sehen und  
 zu hören bestimmt sind. Dieses ihr Auge  
 bringet in die unermessliche Weite des gan-  
 zen Reiches der Schöpfung, es zählet die  
 Welten, es mißt ihre Entfernung, es bemer-  
 ket ihren Lauf, und liest die Gesetze der Ord-  
 nung in dem Buche der ewigen Weisheit.  
 Mit diesem ihrem Ohre vernimmt sie die  
 Stimme der Natur, die Harmonie der Sphä-  
 ren, den Ruf des Gewissens, die unumstöß-  
 lichen Gesetze der Gerechtigkeit. Mit diesen  
 Entdeckungen bereichert, unterscheidet sie die  
 Materie von dem Geiste. Sie beschäftigt  
 sich mit jener nicht anders, als in so fern sie  
 nach sichern und unveränderlichen Regeln an-  
 geordnet ist und regieret wird, in so fern sie  
 durch Ebenmaß, Ordnung und Größe der  
 Aufmerksamkeit eines unsterblichen Geistes  
 würdig ist. Aber sie erhebet sich auch zu ei-  
 ner andern Welt, zu einer unsichtbaren Schö-  
 pfung, zu einer neuen Ordnung von Dingen.  
 Sie gehet mit reinen und unsterblichen Geis-

D

stern

stern um. Sie bricht die Bande des Leibes, die sie an Ort und Zeit anfesseln, sie gehet tiefsinnig in dem weiten Raume des Unendlichen einher, sie siehet auf seinem Throne den alles erfüllenden Schöpfer, und erhebet sich wieder zu der göttlichen Quelle, aus welcher sie hergestossen.

Um so viel nun das Himmlische, das Unsterbliche, das Ewige, das Unendliche edler ist, als das Irdische, das Hinfällige, das Zeitliche, das Eingeschränkte, um so viel ist auch das Schöne des Geistes edler, als das sinnliche Schöne, um so viel ist auch seine Natur vollkommener und erhabener. Hier ist keine willkührliche Schönheit, hier hängt nichts von dem Baue des Körpers, von dem Geschmacke, von der Erziehung und Gewohnheit ab. Das Schöne des Geistes ist ein einziges, ein gewisses, ein unveränderliches Schönes, und daß ich es mit einem Worte sage: es ist nichts anders, als die Wahrheit.

Schärfe oder Schwäche unser Auge, spanne die Nerven unserer Empfindung höher  
oder

oder niedriger, mache uns grösser oder kleiner, gib uns einen sechsten Sinn: so verschwindet alle das Schöne, welches wir bisher bewundert haben, so verändert sich die ganze Natur für uns, so müssen wir neue Künste, neue Farben, neue Formen, neue Sprachen erfinden. Aber stürze den Bau der Welten um, laß den Lauf der Zeiten stille stehen, laß die verzehrende Flamme die ganze Schöpfung zernichten, laß aus dem Schutte des Chaos eine neue Welt, eine neue Ordnung entstehen: die Wahrheit bleibt. Diese, für welche unser Geist geschaffen ist, an der er, je vollkommener er wird, desto mehr Vergnügen findet, diese ist der reineste Ausfluß der Gottheit; und die kleine Anzahl von Wahrheiten, welche wir zu fassen fähig sind, ist gleichsam die väterliche Hand, die uns der Schöpfer reichet, durch alle Stufen seines Werkes zu ihm hinauf zu steigen.

Dies, o König! ist der erhabene Begriff, den ich mir von dem Schönen mache, welches die Bewunderung eines unsterblichen, eines denkenden Wesens verdienet. Freylich

Können wir die Ursache nicht ergründen, warum uns die Vorsicht, welche uns bey unserer Geburt mitten in diese unzählbare Versammlung so vieler Wesen, Welten und Geschöpfe neu und unwissend hingestoßen, den Gefahren des Irrthumes und Zweifels so lange, so häufig ausgesetzt läßt. Aber was verlieret dadurch die Wahrheit von ihrem Werthe? Ist denn das Schöne nichts, weil es auch ein Häßliches gibt? oder dienet nicht dieses, den Preis des ersteren noch mehr zu erhöhen? Gelingen denn auch der Kunst alle ihre Bemühungen, und bringet sie nichts als Meisterstücke hervor? Wenige sind es, deren reinere und stärkere Seelen durch Beständigkeit und Eifer zur Kenntniß der Wahrheit gelangen. Aber diesen Wenigen ist auch das reineste, das erhabenste Vergnügen vorbehalten. Diese Wenigen sind die Lieblinge des Himmels, sie sind das Auge der Schöpfung. Für diese habe ich einen Schatz, ein Kleinod gesucht und gefunden. Der Beyfall dieser Wenigen ist es auch, welcher allein meine Ehrbegierde reizet, und welcher  
mir,

mir, o König! in deinen Augen um so viel vortheilhafter seyn wird, da du selbst unter die Zahl dieser Auserwählten gehörest.

Es ist wohl kein Ohr so roh, in welches nicht der Nahme und Ruhm des weisen Zoroasters gedrungen ist. Jedermann kennet die Sinnbilder, die Gebräuche, die Religion, unter welchen er die tiefen Wahrheiten der Natur und Weltweisheit dem Volke anzudeuten und fühlbar zu machen gesucht hat. Aber seine höhere, seine göttliche Lehre, die Seele dieses sinnlichen Bildes, lag seit seinem Tode als ein Heiligthum in dem Tempel zu Balk verschlossen, und allein der geprüfte und erleuchtete Magier konnte zur Anschauung desselben gelangen. Mein langer Aufenthalt in diesem alten Sitze des Weisen gab mir endlich Gelegenheit, gleich einem andern Jason, mich dieses weit edleren, weit köstlicheren Bliebes zu bemestern. In diesem Buche hat der weiseste unter den Menschen alle seine Kenntnisse niedergeschrieben. Vergönne mir demnach, o König! daß ich die mir bestimmten folgenden Tage dar-

auf verwende, diesen Reichthum der Kleinen Anzahl derjenigen mitzutheilen, welche der Ehre würdig sind, zu den hohen Geheimnissen der Weisheit eingeweiht zu werden.

Nicht nur unter den Vertrauten des Königes, sondern auch unter den begüterten Bürgern des Landes waren viele, die die Wissenschaften liebten, und welche die Mittheilung des Zoroasterischen Buches für einen der glücklichsten Zufälle ihres Lebens hielten. Auch fehlte es weder der Hauptstadt, noch den Provinzen an solchen Männern, die ihr ganzes Leben dem Unterrichte, dem Fleiße, der Lesung und Erforschung widmeten, und einem Spiegel glichen, welcher alle Strahlen der Wahrheit auffängt, um sie nachgehends auf ein ganzes Volk zurück zu werfen. Diese drey Arten von Leuten blieben in kurzem die einzigen Zuhörer des Prinzen. Denn die Höflinge, welche den ersten Tag die Versammlung durch ihr ewiges Wispern gestört hatten, blieben den andern Tag von selbst aus. Sie warfen dem Prinzen einen gelehrten Hochmuth vor, und ihr kalter Spott



Spott über diesen erstreckte sich auf die Wissenschaften selbst. Eine schöne Regierung! sagten einige, wenn der König sich mehr um den Himmel und die Sterne, als um seine Staaten bekümmert. Aufrichtig und bescheiden enthielt sich das Volk von der Sache zu urtheilen. Freylich, sagten sie, ist die Wissenschaft etwas herrliches; aber sie gehört den Weisen zu, den Königen, und denen, die die Sorge der Regierung mit ihnen theilen; ein jeder bleibe in seinem Berufe. Doch wollten etliche vom Volke das Buch geöffnet sehen. Sie lobten die Schrift und die kostbare Decke. Am meisten verwunderten sie sich darüber, daß so viele Weisheit in einem so kleinen Werke stecken könnte.

Das erste Buch Zoroasters, welches von der zählbaren und meßbaren Größe der Körper handelte, wurde von der ganzen Versammlung mit der vollkommensten Genugthuung aufgenommen. Man bewunderte nicht nur die lange, ununterbrochene Reihe von Wahrheiten, zu welchen man stufenweise geführt wurde, sondern das, was den Zuhörern

hörern die meiste Freude verursachte, war die augenscheinliche Gewisheit, und die Nothwendigkeit der Folgen, welche immer eine aus der andern flossen.

In dem zwoyten Buche erklärte er die ganze Haushaltung der Schöpfung, das ganze System des Weltgebäudes, den Lauf der Sonne und der Planeten, die Gestalt und die Wälzungen der Erde, die Einflüsse und Aspekten des Mondes. Er redete von dem dunkeln Laufe der Kometen, von den großen Veränderungen, die auf unserm Erdboden vorgegangen, von der Natur und den Bewegungen des Meeres, von den Winden, von den Ursachen der Erdbeben und der feuererspeyenden Berge, von der Zeugung der Metalle und Steine. Er erforschte den wunderbaren Bau des Menschen, und mit ihm verglich er hierauf die Bildung anderer Thiere. Er wies, wie einfach die Natur ihre Maschinen im Großen einrichtet, wie künstlich zusammengesetzt im Kleinen. Er redete endlich von dem fühllosen Leben der Pflanzen, und führte also die Zuhörer von dem  
großen

großen Schauspiele der Welten, bis auf die unentdecklichen Adern des Gräschens, und wies in beiden eine gleiche Weisheit, eine gleiche Sorgfalt des Schöpfers.

So wahrscheinlich auch Zoroaster diese seine Meinungen durch die sinnreichsten Gründe zu machen suchte, so war dennoch die Ueberzeugung, die sie wirkten, weder so allgemein, noch so vollkommen, als bey dem ersten Buche. Hundert Zweifel entstanden bey jedem Punkte. Man stritt über die Natur, den Lauf, die Entfernung der Gestirne; man stritt über die Geschichte der Erde. Wie kann das Wasser jemahls auf die Gipfel der höchsten Berge gestiegen seyn, die es gebildet haben soll? Was kann eine so große Zerrüttung verursacht haben? Jeder Zufall, jeder Körper in der Natur ward nach verschiedenen Systemen und Sekten verschiedentlich erklärt. Man erhitze sich, ohne sich zu verstehen; und wenn man auch den Schlüssen des Prinzen zu weichen schien, so geschah es mit einem gewissen Zwange, welcher mehr Ehrfurcht als Ueberzeugung blicken ließ.

In dem dritten Buche erhob sich der Magier von der Natur der Körper zu der Natur des Schöpfers, und leitete aus solcher alle Pflichten des moralischen Menschen her. Nichts konnte erhabner seyn, als seine Rede von dem höchsten Wesen. Der Majestät des Gegenstandes antwortete die Größe der Begriffe, die Macht und Würde des Ausdruckes. Das Feuer seines Geistes fuhr in die Seelen aller Zuhörer. Man erblaßte, man konnte der hinreißenden Empfindung nicht weiter gebiethen, es entfuhrten erstickte und schluchzende Stimmen und unterbrachen die Vorlesung des Prinzen. Er fing sie von neuem an, nicht ohne die Versammlung erinnert zu haben, wie mächtig das Schöne, welches er gewählet, auf die Herzen derer sey, die für solches geschaffen sind. Zoroaster erklärte hierauf die großen Gesetze des Naturrechtes, und bewies sie aus deutlichen und unumstößlichen Gründen. Er zeigte die verschiedenen Beziehungen des Menschen, und wie aus solchen alle seine Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere entspringen

entspringen. Er durchging alle Stände, alle Theile des gemeinen Wesens. Nichts war reiner, als seine Sittenlehre, nichts einfacher, als seine Staatslehre. Sie beruhete einzig auf dem Grunde: daß das Glück der Völker das höchste Gesetz der Könige seyn solle. Er redete von allen Theilen der Verwaltung, er unterstützte seinen Rath und seine Lehren mit Beyspielen aus der Geschichte. Er empfahl ihre Erlernung den künftigen Regenten, als einen Unterricht, den ihnen die Todten mit einer Gewalt und Freyheit geben, welcher sich die Lebenden selten erkühnen.

Die Geisterlehre war es, von welcher Zoroaster im vierten Buche handelte. Er wies den Unterschied der Materie und des Geistes, welche er, als die ersten Anfänge alles dessen, was ist, einem allmächtigen Wesen unterwarf. Er leitete aus diesen Quellen des Lichtes und der Finsterniß den Unterschied des Guten und Bösen her. Er beschloß das ganze Werk mit den abgezogensten Begriffen vom Leeren, vom Raume, von der Zeit und der Ewigkeit.

Aber

Aber hier äußerte sich die größte Ungleichheit in den Urtheilen der Zuhörer. Jeder hatte seine besondere Meinung, die er der ganzen Versammlung, als die allein wahre, beweisen und aufdringen wollte. Der Prinz, von dem Ansehen seines Magiers eingenommen, wollte nichts anhören, was nicht mit seinem Buche übereinkam. Andere, die sich einer entgegengesetzten Sekte gewidmet hatten, verwarfen viele Sätze nur deswegen, weil Zoroaster sie behauptet hatte. Die zwey letzten Tage wurden meistens mit heftigen Wortstreiten zugebracht, welche der König endlich also unterbrach: Die Verschiedenheit der Meinungen ist ein gewisses Zeichen des Irrthumes oder der Unwissenheit. Lasset demnach, meine Freunde, einem jeden die Freyheit, in so zweifelhaften Dingen diejenige Lehre anzunehmen, welche ihm die sicherste, die tröstlichste scheint. Uebrigens, mein Sohn! (so fuhr er zu dem Prinzen fort) weiß ich das Kleinod, welches du gewählt hast, nach seinem Werthe zu schätzen. Ich kenne den mächtigen Einfluß der Wissenschaften

ten

ten auf unser Glück. Ich weiß, daß keine derselben so müßig ist, daß sie uns nicht endlich auf irgend eine nützliche Entdeckung führen sollte. Ich weiß, daß alle Menschen ein gleiches Recht auf die Wahrheit, wie auf das Licht des Tages haben. Ich verabscheue die grausame Staatskunst, welche die Finsterniß der Unwissenheit zu vermehren und zu verlängern suchet, um sie zum Werkzeuge der Tyranney zu gebrauchen. Ich danke dir demnach für dein Geschenk; aber ich mißbillige zugleich die Art, mit welcher du zu dem Besitze desselben gelanget bist. Ich habe euch eure Schätze zu erwerben, nicht zu rauben ermahnet. Das Werk des Praxiteles, welches dein Bruder mit so vielem Golde erkaufet hat, ist lange nicht so theuer, als das Buch Zoroasters; denn es kostet dir eine Ungerechtigkeit. Berufe dich nicht auf deine Argonauten! Ihre That entschuldiget die deinige nicht. Die Griechen, unsere Meister in den Künsten, sind nicht immer gültige Beispiele für die Sitten. Laß dem dunkeln Alterthume und seinen rohen Helden ihren verdäch-

verdächtigen Ruhm. Den Glanz ihrer größten Thaten beslecket oftmahls Gewalt und Unrecht. Dichter besangen ihre Siege, aber Völker beweinten sie. Wir, die wir den Ruhm der Billigkeit allem andern Ruhme vorziehen, wir sind verbunden, den Fehler zu ersetzen, welchen ich allein deiner Jugend zuschreiben will. Theile den Inhalt dieses Buches den Liebhabern der Wissenschaft mit, aber die Urschrift werde ihren wahren Besitzern wieder zugestellt. Laß die Persischen Magier diesen Schatz aufs neue vergraben; genug, daß dir mein Volk den Genuß desselben zu danken hat. Ehrerbiethig und dankbar nahm der Jüngling die Lehre des Vaters an; und die Versammlung bewunderte beides, die Klugheit des Königes, und den Gehorsam des Prinzen.

Endlich erschien der Tag, an welchem Gobryas, der älteste Bruder, mit seinem Kleinode auftreten sollte. Man erwartete es mit der größten Ungeduld. Was bleibt ihm übrig? sagte man; alle Reiche des Schönen sind erschöpft. Was will er aufweisen,  
 das



Das nicht entweder zur Natur, oder zur Kunst, oder zur Wissenschaft gehöre? In allen diesen Theilen sind ihm seine Brüder zuvorgekommen, und nothwendiger Weise muß er in einen derselben zurück fallen. Sein bisheriges Betragen machte seine Richter noch verlegener. Man hatte an ihm weder Neid noch Mißgunst, weder Furcht noch Hoffnung, weder Begierde noch Züversicht bemerkt. Die Verwirrung des Rathes stieg am höchsten, als man ihn, da er zu erscheinen berufen ward, von einem alten Manne begleitet in das Zimmer treten sah, einem Manne, dessen grauer Bart, welcher ihm bis auf den Gürtel reichte, einen Theil seines schlechten Gewandes bedeckte, und auf dessen kahler und gespannter Stirne man zugleich die Mühseligkeiten eines harten Lebens, und den gesetzten Muth eines gelassenen Weisen lesen konnte. Nach einem kurzen Stillschweigen, welches eine so unerwartete Erscheinung verursacht hatte, fragte der König den Prinzen, ob dieser Greis der Besizer seines Kleinodes sey? Ja, sprach der  
Prinz

Prinz gerührt, er ist es, mein Vater! Das Kleinod, das ich dir bringe, ist das seine. Du hast es ehemahls gekannt; du hast es für verloren beweint. Ich bringe dir es wieder. Ich weiß, mit welcher Freude du es annehmen wirst. Gehe, Hydras, umfasse die Knie deines Königes!

Schon fielen die Thränen und die Küsse des Alten auf die Rechte seines Fürsten, schon fühlte er sich an seine Brust gedrückt, und die brennenden Wangen des Königes auf seiner Stirne. Hydras! rief der König aus, mein Hydras! lebst du noch? du, dessen Tod ich schon so lange beweinet? O mein Sohn! welch ein Geschenk bringst du mir? Den edelsten, den tugendhaftesten unter allen Sterblichen. Meine Freunde! ihr alle seyd ehemahls Zeugen seiner Tugend gewesen. Sein ganzes Leben war eine Kette von edeln Thaten. Der Segen, den sie vom Himmel verdienten, ruhete auf dem ganzen Lande, so lange er der Regierung desselben unter meinem Vater vorstand. Unglücklicher Vater! welchen die Verleumdungen eines Voss-  
haften,

Hasten, eines Debar, zu betriegen vermochte,  
 welcher dem Schmeichler zu Liebe den Red-  
 lichen von sich stieß? Wirst du mir seinen  
 Irrthum vergeben, Hydras? — Rede nicht  
 von dem Vergangenen, mein König! erwies-  
 derte der Alte; der gegenwärtige Augenblick  
 ersetzt mir alles. — Aber, fing der König  
 wieder an, warum hast du mir keine Nach-  
 richt von deiner Erhaltung gegeben? warum  
 hast du der Zeitung deines Todes nicht wi-  
 dersprochen, welche sich gleich nach deiner  
 Verweisung ausgebreitet hatte? Warum bist  
 du nicht gleich nach dem Tode meines Va-  
 ters in meine Arme geeilet? Hast du denn  
 das Schicksal des Debar nicht erfahren? hast  
 du nicht erfahren, daß der Sturz des Debar,  
 deines Feindes, daß die Rache deines erlitte-  
 nen Unrechtes die erste Handlung meiner  
 Regierung war? — Zu spät, mein König,  
 erfuhr ich es, sprach Hydras. Schon waren  
 sie nicht mehr, die, um deren willen allein  
 ich mir einen gütigern Anblick des Schicksals  
 gewünscht hatte; meine Kinder waren  
 nicht mehr. Die letzte Schlacht, welche zur  
 Zeit deines Vaters ihm den Thron, dem  
 Volke Leben und Freyheit erhalten, hatte  
 E mich

mich meiner beiden Söhne, meiner Hoffnung, meiner Stützen beraubet. Wie hätte ich, nach diesem Verluste, meine stille Einsamkeit verlassen, und, alt und traurig, mich den Stürmen des Hofes von neuem aussetzen können? ich, der ich den Wellen desselben kaum entgangen war? — Und welche Gegend war denn so glücklich dich zu besitzen? wo hat mein Sohn dich angetroffen? fragte der König. Erlaube mir, mein Vater, fiel ihm der Prinz in das Wort, an seiner Stelle zu reden; seine Bescheidenheit würde dir den größten Theil seiner Tugend verschweigen.

Da du uns vor drey Jahren von dir liebest, nahm ich mir vor, unter verändertem Nahmen und von einem einzigen Knechte begleitet, zuerst deine Staaten zu durchreisen. Ich durchzog eben die äußerste Provinz deines Reiches, ein ödes und waldiges Land, als ich einst bey einbrechender Nacht in einem kleinen Dörflein zu bleiben genöthiget ward. Die armen Einwohner desselben führten mich gerade zu der Hütte des Parmys: so nannten sie den Redlichen. Er ist freundlich, sagten sie, und dienet gern den Fremden. Müde kam er iht hinter einem umgestürzten

stürzten Flügel seiner Hütte zugeschlichen. Aber die Zeitung, daß er einen Gast bewirthen sollte, schien ihm alle Müdigkeit auf einmahl hinweggenommen zu haben. Er eilte mir freudig entgegen, er empfing mich liebreich, und bediente mich mit einer so anständigen, so freyen Art, daß ich bald merken konnte, die Hütte, die er bewohnte, sey nicht immer sein Aufenthalt gewesen. Die süße Weisheit seiner Reden bestärkte meinen Argwohn. Des andern Morgens bat er mich, noch einige Tage bey ihm zu verweilen. Ich freute mich über seinen Antrag. Aber erlaube mir, fuhr er fort, dich auf einige Augenblicke zu verlassen. Ein kranker Nachbar erwartet meinen Besuch. Und wirst du mir nicht vergönnen, dich zu ihm zu begleiten? erwiederte ich. Ich bin gern ein Zeuge des erquickten Elendes. Lächelnd reichte er mir die Hand, drückte sie, und führte mich in die nächste Hütte, die der seinen vollkommen ähnlich war. Auf einem bequemen Bette fand ich einen Mann, welchen die Krankheit aller Kräfte beraubet hatte. Er richtete sich ächzend auf, und näherte die blassen Lippen dem Gefäße, in welchem Par-

mirs ihm ein labendes Getränk reichte. Sein  
 Auge stand, indem er es einnahm, fest auf  
 mich geheftet, und mich dünkte in seinen Zü-  
 gen etwas zu unterscheiden, wovon ich noch  
 ein ungewisses Andenken übrig behalten hatte.  
 Süß muß der Geschmack des Getränkes aus  
 so freundschaftlichen Händen seyn, sagte ich.  
 kaum hatte er mich reden hören, so stieß er  
 das Gefäß von sich. Er ist es! rief er aus:  
 Gobryas, der älteste Sohn des Königes!  
 Zweifle nicht, Hydras! er ist es. So gleich  
 erkannte ich ihn. Debar war es. Debar!  
 rief ich aus, bist du es? Was für einen Hy-  
 dras nennest du mir? wo ist er? — Hier,  
 sprach er, hier vor deinen Augen. Nicht  
 Parmys, Hydras ist sein Name, Hydras,  
 den ich so grausam verfolget, Hydras, ist  
 mein Wohlthäter, mein Erretter, mein  
 Freund. — Sprachlos fiel ich dem Greise  
 um den Hals. Meine Thränen vermengten  
 sich mit den seinigen. — Bin ich so glücklich,  
 fing endlich Hydras an, den Sohn meines  
 Königes zu besitzen? den Gobryas, den ich  
 zur Welt kommen sah, den ich so oft auf  
 meinen Armen getragen? Hätte ich jemahls  
 denken sollen, da ich dich als ein Kind an  
 dem

dem Hofe deines Großvaters verließ, daß ich einst das Glück haben würde, dich in dieser Einöde zu bewirthen? — Was redest du von Glück? versetzte ich, laß mich das meinige rühmen! Hydras, du lebest noch? Welch eine Zeitung für meinen Vater! Welch ein Auftritt für mich! Ernsthaft und strafend fiel hier mein Blick auf den Debar zurück. Alle seine Missethaten erschienen ihm im Spiegel meines Auges. — Ja, Prinz, fing er an, es ist billig, es ist nothwendig, daß ich dir ein Unthier, ein Abscheu der Natur scheine: aber höre mich. Vielleicht ist es noch möglich, daß auch du mir vergibst. Um Hydras willen! verstoße mich nicht ganz; habe Mitleiden mit meinem Zustande, und laß mich hoffen, noch einige Gnade in deinem Herzen zu finden. Mein erster Schritt, sie zu verdienen, soll das Geständniß meines größten Verbrechens seyn.

„ Durch erdichtete Anklagen, durch un-  
 „ tergeschobene Briefe, durch erkaufte Zeu-  
 „ gen, bewog ich den alten König, den Hy-  
 „ dras ins Elend zu verweisen. Ich berei-  
 „ tete mich durch Einziehung seiner Güter,  
 „ ich hatte mich an seine Stelle geschwungen;

E 3

„ aber

„ aber unzufrieden mit dem Urtheile des Kö-  
„ niges, sandte ich einen Vertrauten aus,  
„ ihn auf seinem Wege heimlich zu tödten.  
„ Die Erinnerung einer alten Wohlthat  
„ (denn auf wen hatten sie sich nicht erstre-  
„ cket?) hielt den Arm des Mörders zurück.  
„ Ob er gleich vor meinen Augen nicht wie-  
„ der erschien, hielt ich doch dafür, er habe  
„ seinen Auftrag ausgerichtet, und streuete  
„ die Zeitung von dem Tode des Hydras aus.  
„ Durch dieß neue Verbrechen glaubte ich  
„ meines Glückes gewiß zu seyn. Aber mein  
„ Fall war unvermeidlich. Kaum bestieg dein  
„ Vater den Thron, so fiel das Unglück, in  
„ welches ich den Hydras gestürzt hatte, auf  
„ mich zurück. Aller meiner Würden, aller  
„ meiner Güter beraubt, mit einem Stabe  
„ in der Hand, irrte ich nun, ein Bettler,  
„ von einer Thüre zur andern. Noch glück-  
„ lich, daß ich unerkannt war! Durch Spott  
„ und Härte würde sonst ein jeder die erlit-  
„ tenen Unterdrückungen an mir gerächet,  
„ und mein Unglück noch unerträglicher ge-  
„ macht haben. Nach langen Plagen, deren  
„ Erzählung ich dir ersparen will, kam ich  
„ in diese Einoöde, und ohne es zu wissen,  
„ vor



„ vor die Hütte des Hydras. Ich bat um eis-  
 „ nen Bissen Brot. Die Hitze des Tages,  
 „ die Länge des Weges, aber noch mehr mein  
 „ Elend und meine Verzweiflung hatten mich  
 „ völlig entkräftet. Ich fiel ohnmächtig vor  
 „ der Thüre nieder, ehe sie sich auf mein  
 „ Rufen geöffnet hatte. Wie groß war mein  
 „ Erstaunen, mein Schrecken, da ich die  
 „ Augen wieder aufschlug, und mich auf eis-  
 „ nem sanften Bette liegend, und an meiner  
 „ Seite — wen? ihr Götter! — ihn, den  
 „ Hydras selber, sitzen sah. Fast wäre ich  
 „ wieder in die vorige Ohnmacht zurück ge-  
 „ sunken. Kaum konnte ich meinen Augen  
 „ glauben. Ich sah ihn starr an. Er merkte  
 „ meine Verwirrung. Debar, sprach er lä-  
 „ chelnd, wer hätte jemahls gedacht, daß  
 „ Hydras noch einst das Vergnügen haben  
 „ sollte, dir nützlich zu seyn? Ich wollte mich  
 „ aufraffen und fliehen. Warum fliehest du  
 „ mich, Debar? so sprach er, und hielt mich  
 „ freundlich bey der Hand zurück. Fürchtest  
 „ du mich? Hassest du mich so sehr, daß du  
 „ mir auch die Freude mißgönnest, dir zu  
 „ dienen? Bleib! Hat uns das Glück zu  
 „ Feinden gemacht, das Unglück versöhnet

„ uns wieder. Welch eine Lehre für uns,  
„ Debar! laß sie nicht ungefasst vorbege-  
„ hen. Armer Debar! wie schwer, wie sauer  
„ muß dir dein Schicksal scheinen! — Schwer,  
„ rief ich aus, aber nicht so schwer, als die  
„ Schande, es verdienet zu haben: meine  
„ Falschheit, das Unrecht, das ich an dir . . .  
„ Vergiß es, sprach Hydras, so wie ich es  
„ längst vergessen habe. Hat dich dein Un-  
„ glück gebessert, so beklage dich nicht über  
„ dein Schicksal. Sieh! hier ist der kleine  
„ Rest meines geretteten Vermögens. Ich  
„ bewahrte es ehemahls für meine Kinder  
„ auf. Aber ihr Tod hat meine Vorsorge  
„ unnütz gemacht. Für dieses Wenige kann  
„ ich dir ein Haus, gleich diesem, an meiner  
„ Seite verschaffen. Ich will dir den Ueber-  
„ rest deiner Tage so erträglich machen, als  
„ mir es meine Armuth zuläßt. Lerne nur  
„ die Fälle des Glückes mit Standhaftigkeit  
„ ertragen. Sey grösser in dieser Hütte,  
„ als du am Hofe warest, sey redlich! —  
„ Wie könnte ich dir, o Prinz! (fuhr Debar  
„ fort) wie könnte ich dir die Regungen be-  
„ schreiben, die sich meiner Brust bemeister-  
„ ten? Die Thränen verhinderten mich, sie  
„ mei-

„meinem Wohlthäter zu entdecken. Er,  
 „mit dessen Blut ich mich befleckt zu haben  
 „glaubte, er, mit dessen Raube ich mich  
 „bereichert hatte, rettet mir iht das Leben,  
 „schenkt mir das Gut seiner Kinder. Ich  
 „hieß mich einen Abscheu der Natur, und  
 „er tröstete mich; ich bat ihn um Rache,  
 „und er ließ mich nichts, als Mitleiden und  
 „Güte sehen. Meine Krankheit ward schwe-  
 „rer durch den nagenden Wurm meiner  
 „Reue. Sie ward langwierig, und ich sah  
 „mich gezwungen, mich der Großmuth mei-  
 „nes Feindes (denn das hätte er seyn müs-  
 „sen) ganz zu überlassen. Fünf Jahre sind  
 „es nun, daß er mich täglich verpfleget.  
 „Seine sinnreiche Sorgfalt macht mir das  
 „Leben angenehm, aber noch mehr sein sanft-  
 „ter Umgang, der Reiz seiner Tugend, die  
 „Weisheit seiner Lehren. Ich fühle es, ich  
 „werde ihm nicht lange mehr beschwerlich  
 „seyn. Aber das fühle ich auch, daß sein  
 „Helfstand meinem Geiste eine Stärke ge-  
 „geben, deren mein zerrütteter Körper nicht  
 „mehr fähig ist. Ja, mein Prinz, ich kenne  
 „sie nunmehr, die Tugend, die ich so lange  
 „verachtet habe, ich liebe sie, ich fühle sie

„in meinem Herzen; denn ich fühle ihren  
 „Trost. Du hast mein Leben gerettet, o  
 „Hydras! du erhältst es noch täglich: dieß  
 „ist großmüthig; du hast mein Herz geän-  
 „dert: dieß, dieß ist die größte deiner Wohl-  
 „thaten. Niemahls war ich in meiner Herr-  
 „lichkeit so glücklich, als auf diesem Ster-  
 „bebette. Gelassen und freudig erwartete ich  
 „nun den Tod, dem ich ehemahls nicht an-  
 „ders, als mit Entsetzen entgegen sah. Dank  
 „dir, o Himmel! daß du mir vor meinem  
 „Ende noch einen so erhabenen Zeugen der  
 „Tugend meines Freundes zugeschieket: das  
 „einzige Glück, welches mir seine Großmuth  
 „zu wünschen übrig ließ.“

So sprach Debar. Oesters hatten meine  
 Ausrufe und Thränen, östers hatte sein  
 Schluchzen und seine Schwachheit ihn unter-  
 brochen. Gerührt fiel ich nun auch ihm um  
 den Hals. Er küßte mich mit der feurigsten  
 Entzückung. „So ist mir denn noch einmahl  
 „vergönnt, rief er aus, die ganze Wollust  
 „der Tugend zu fühlen! O Hydras! alles,  
 „alles dieses kömmt von dir! —“ Ungedul-  
 dig, seine Lobsprüche zu unterbrechen, fragte  
 mich Hydras nunmehr, was für ein Zufall  
 mich

mich in diesen Winkel der Erde geführet habe? Ich erzählte ihnen die Ursache und den Endzweck meiner Reise. — Du hast es gefunden, was du suchest, rief Deber aus, hier ist sie, die größte Schönheit, hier ist sie! das Herz des Hydras. Führe meinen Wohlthäter deinem Vater, führe meinem guten Könige seinen weisen, seinen getreuen Diener zu, damit seine siegreiche Tugend zum Troste, zum Unterrichte, zum Glücke seiner Mitbürger noch einmahl in ihrem ganzen Glanze erscheine. Gib ihm Gelegenheit das Unrecht seines Vaters und meine Missethat zu ersetzen. — Lange weigerte sich Hydras, einen Freund zu verlassen, welchem er den Rest seiner Tage gewidmet zu haben schwur. Aber kurz darauf starb Debar ruhig und sanft in den Armen des Hydras, und eine Bitte um den Segen des Himmels für ihn waren seine letzten Worte.

Hier endigte der Prinz seine Erzählung. Von neuem brach der König in die zärtlichsten Liebkosungen aus. Gedankt sey es euch, ihr Götter! sprach er, daß ihr meine Regierung durch ein Beyspiel so großer Tugend verherrlicht habt. Weinend standen die jüngern

gern

gern Prinzen da. Der Sieg ist sein, riefen sie aus, der Sieg ist sein! Die Freunde des Königes, welche die Ehrfurcht bisher zurück gehalten hatte, fielen dem Hydras nun alle um den Hals und auf die Hände. Mit feuchten Augen küßten sie ihn. Der eine hieß ihn seinen Bruder, der andere seinen Vater. Jeder mußte eine Ursache zu finden, warum seine Rückkunft ihm eine grössere Freude, als den übrigen, verursachte. Die Königin eilte, so bald sie die Nachricht erfuhr, ihm zuvorzukommen. Sie lief ihm mit offenen Armen entgegen. Ihre Vermählung mit dem Könige war sein Werk gewesen. Sie küßte wechselseitig ihn und ihren Sohn. Das Vergnügen des Volkes brach in einen lärmenden Jubel aus: Wo ist er, der alte Vater des Landes? wo ist er, der Redliche, unter welchem unser Glück grünte? Der König befahl, ihn in einem prächtigen Kleide mit großem Gepränge durch die Straßen der Stadt zu führen. Hinweg mit diesem elenden Staate! rief das Volk; in seinem schlechten Kittel wollen wir ihn sehen. In diesem ist er uns weit ehrwürdiger, als unter Gold und Seide. Der König erfüllte  
das

das Verlangen des Volkes. Von so vielen Seelen die Straßen wimmelten, so viele Segensprüche ertönten. Dieser erzählte, daß er seinen Vater wider die Ungerechtigkeit eines mächtigen Nachbarn beschützt habe; jener, daß er ihn als einen Waisen aufgenommen und versorgt. Freudenthränen flossen durch die ganze Stadt. Mädchen und Knaben eiferten um die Ehre, seinen Weg mit Blumen zu bestreuen. Von den Armen der Mütter lullten die Kinder seinen Nahmen. Auch viele von den Höflingen überließen sich, gleich dem Volke, den süßen Eindrücken der Menschlichkeit, und empfanden mit den übrigen die Macht der Tugend auf nicht ganz verdorbene Herzen. Andere, deren kleine Seelen eine so große Tugend nicht fassen konnten, zweifelten an der Wahrheit der Geschichte, oder suchten andere unedlere Ursachen des Verhaltens des Hydras ausfindig zu machen. Sie fürchteten sogar seine wiederaufkeimende Gewalt. Doch zwang sie die Allgemeinheit des günstigen Urtheiles zur Verstellung, und je geschickter ein jeder im Schmeicheln war, je mehr nahm er den Schein der Entzückung, und die

Spra:

Sprache eines Lobredners an. Aber aus allen Provinzen des Reiches schrien die ehrlichen Unterthanen dem Hydras ihren Segen, und dem ältesten Prinzen den Sieg über seine Brüder zu.

Mir bleibt nichts übrig, meine Söhne! sprach endlich der König, als den allgemeinen und euren eigenen Ausspruch zu bestätigen. Gobryas hat uns eine Gattung des Schönen gewiesen, dessen Anschauen unsere neugierigen Blicke nicht ermüdet, dessen Empfindung nicht einer kleinen Anzahl von Kennern vorbehalten ist, dessen Erforschung die Gränzen unseres Verstandes nicht übersteiget. Er hat es nicht in den Wüsten Arabiens, nicht bey den stolzen Griechen, nicht bey den eingeschlossenen Priestern Persiens gesucht. Er hat es in seinem Vaterlande, unter uns, in einem, den wir alle lieben, gefunden. Er hat uns seinen Vorzug nicht durch Gründe bewiesen. Es war genug, es uns zu zeigen, um seine ganze Macht vor Augen zu sehen. Denn die Tugend bemisstert sich durch ihre unwiderstehliche Schönheit aller Kräfte unserer Seele. Empfindung, Leidenschaft, Vernunft, alles reißet sie an sich.



sich. Sie verbindet alle Eigenschaften des Schönen: das Einfache der Natur, die Ordnung der Kunst, die Ueberzeugung der Wissenschaft, und leider auch die Seltenheit. Ja, meine Söhne, wenn sich die göttliche Schönheit dem Auge der Menschen unterwerfen wollte, so zweifle ich nicht, sie würde die Gestalt eines Hydras an sich nehmen, sie würde in eine tugendhafte Seele heruntersteigen. Die Tugend ist das Ebenbild der Götter, und ihr edelstes Geschenk; sie ist die Quelle der lebhaftesten Freuden, des reinsten Glückes, sie ist das Glück selber. Und bey wem kann ihre Liebe nützlicher werden, bey wem ist sie nothwendiger, als bey dem Vater eines Landes? — Theile, mein Sohn, von nun an die höchste Gewalt mit mir! und du, Hydras, leuchte du unsern Schritten mit der Fackel deiner Vernunft. Laß die Tugend niemahls ungetröstet, niemahls ungeehret von unserm Throne hinweggehen. Hilf sie uns unter dem Schleyer ihrer Bescheidenheit entdecken; hilf sie uns in der stillen Einsamkeit aufsuchen, die sie so sehr liebt: denn gern läßt sich der Tugendhafte von demjenigen finden, der ihm gleicht.

Ich

---

Ich weiß es, ihr meine übrigen Söhne! mein Urtheil reizet euch nicht zum Neide. Ihr habt es selber ausgesprochen, und euer Zuruf macht die Wahl des Gobrnas fast zu eurer eigenen. Glücklich ist unser Land, wenn ihr durch Eintracht, wie durch das Blut verbunden, euren Verstand und die Kenntnisse, die ihr auf euren Reisen gesammelt, mit ihm auf das Wohl unseres Volkes verwendet; wenn ihr in allen Theilen der so schweren Staatsverwaltung, in allem was zur Ruhe, zur Aufnahme, zur Ehre des Reiches gehöret, ihn mit eurer Hülfe unterstützt. Aber lernet, o! lernet zugleich, daß keine Wissenschaft dem Menschen anständiger und angemessener ist, als die Lehre von der Tugend; daß die edelste Nachahmung diejenige ist, durch welche die Seele des Menschen dem reinsten Geiste, der Gottheit, ähnlich zu werden trachtet; daß endlich die gesammten Kräfte der Natur nichts schöneres, nichts erhabneres, nichts lebenswürdigeres hervorbringen können, als einen tugendhaften Mann.

---



